



Alisha Gamisch lebt als freie Autorin und Kuratorin in Berlin. Ihr erster Gedichtband »Lustdorf« (Verlagshaus Berlin, 2020) wurde vom Haus für Poesie zu den besten Lyrikdebüts des Jahres gewählt. 2022 erhielt sie den Nora-Pfeffer-Preis für Lyrik des Bayerischen Kulturzentrums der Deutschen aus Russland, 2023 war sie Stipendiatin der Romanwerkstatt des Literarischen Colloquiums Berlin. Sie ist Gründungsmitglied des feministischen Vereins »Wepsert e. V.« sowie Mitkuratorin und Moderatorin der Lesungs- und Diskussionsreihe »PostOst-Café« im Maxim Gorki Theater Berlin. Seit 2025 ist sie Teil der literarischen Show »No Scribes«. »Parasiti« ist ihr Debütroman.

© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin 2026

Lektorat: Helge Pfannenschmidt
Korrektur: Kristina Wengorz
Umschlaggestaltung: Verlag Voland & Quist GmbH & BTSA
Satz: Fred Uhde
Druck und Bindung: BALTO print, Litauen

ISBN 978-3-86391-466-0

Verlag Voland & Quist GmbH
Gleditschstr. 66
D-10781 Berlin

info@voland-quist.de
www.voland-quist.de

Alisha Gamisch

PARASITI

Roman

1 Valli

Fürstenfeldbruck, 2021

Etwas hat sich eingeschlichen, etwas, womit Valli nicht gerechnet hat. Nach der Arbeit direkt auf das Sofa fallen, Fernseher an und sich in eine wohlige Welt begeben – daraus wird jetzt doch wohl nichts werden. Sie spürt es schon. Etwas Unangenehmes kommt aus dem Wohnzimmer gekrochen, eine Stimmung, die sich während ihrer Abwesenheit im Haus eingenistet hat. Sie vertraut solchen Wahrnehmungen, also wappnet sie sich.

»Gut, dass du da bist!« Rina klingt alarmiert.

Valli wäscht sich im kleinen Gästeklo neben der Tür unnötig lange die Hände, schaut in den alten Spiegel, der jeden Umzug mitgemacht hat. Die Falten um ihren breiten Mund graben sich tiefer in die Haut als sonst. Sie versucht, die Muskeln zu entspannen, trocknet sich die Hände ab und geht ins Wohnzimmer.

Rina steht mitten im Raum und wedelt mit ihren jungen Händen vor dem Gesicht der Tante herum. Sie hat noch immer ihr Kindergesicht, es ist jetzt in Unordnung, die Augen geweitet und der Mund schräg verschoben. Die Tante, mit der Valli seit fast zehn Jahren dieses Haus teilt, trägt die graue Wolljacke, die sie selbst gestrickt hat, die Lippen leicht geöffnet, die weißen Haare wie ein Wattebausch um ihr schmales Köpfchen. Das Gesicht starr, das Weiß, das Grau, die bleiche Haut – eine Statue.

»Tjotja?« – keine Reaktion, nichts.

Valli schaut beunruhigt zu Rina, die genauso beunruhigt zurückschaut, tritt ein bisschen näher heran, unterdrückt den

Impuls, der Tante mit der flachen Hand auf die Wange zu schlagen, um sicherzugehen, dass sie noch lebt. Die Tante, die sie normalerweise aufrecht erwartet, mit einem fertig vorbereiteten Plov oder perfektkrustigen Bratkartoffeln, garniert mit Neuigkeiten über die Nachbarin, wirkt abwesend, in sich versunken. Ihr Brustkorb hebt und senkt sich ruhig.

»Immerhin, sie atmet.«

»Schockzustand«, sagt Rina und zupft sich eine Haarsträhne aus dem unordentlichen Dutt.

Die Lippen der Tante sind zusammengepresst zu einem dünnen Balken. Die Augen fixieren einen Punkt hinter Valli, etwas, das hinter der Wohnzimmerwand liegen muss.

Valli dreht sich um und richtet den Blick auf genau diese Stelle, aber da ist nichts. Nur hinter dem Fenster flattert ein Amselpaar herum, das viel zu früh ein Nest unter der Markise der Terrasse bauen will. Die Tante würde das sonst niemals zulassen, aber jetzt tut sie – gar nichts. Eine alte Frau, die sich nicht mehr rührt, Rinas Großmutter, Vallis Tante.

Mit ihr hat sie Wohnorte gewechselt und ist von einem Kontinent zum anderen gezogen, hat mit ihr Ehemänner verabschiedet und sich ein Haus eingerichtet.

Sie setzt sich neben die Statue aufs Sofa. »Tjotja, sag doch was!«

Die Tante wendet den Blick ab, aber es sind nur die Pupillen, die sich bewegen.

»Ich glaube, es liegt an dem hier.« Rina deutet auf den Brief in einer Ecke des Sofas, neben Werbebroschüren von Bau- und Supermärkten. »Und das hatte sie in der Hand.« Sie hält Valli ein Plastikding hin.

Es ist streichholzschachtelgroß und rosa. Ein winziger Daumen steckt in einem Mündchen, die Lider sind geschlossen.

»Hast du deine alten Barbies aus dem Keller geholt?«, fragt Valli, um Zeit zu gewinnen.

Rina findet das nicht lustig. »Die meinen das ernst!«

Ihre Nichte, die immer alles so schnell begreift, während Vallis Gedanken zäh fließen. Ihr dämmert irgendetwas, ohne sich zu erklären.

»Zeig mal her!«

Sie nimmt das spielzeugartige Ding und den Brief vorsichtig entgegen, liest die große, pinkfarbene Schrift:

Was Sie jetzt in den Händen halten, ist das Modell eines Babys. Zugegeben, es ist ein sehr kleines Baby. Außerhalb des Mutterleibes könnte es noch nicht überleben. Und doch hat es schon Arme und Beine. Ohren, Nase, Mund und Augenhöhlen sind deutlich zu erkennen. Das Modell des Embryos – Mediziner sprechen bereits vom Fötus – ist in Originalgröße gefertigt. So groß wie hier ist der Embryo bereits, wenn er zehn Wochen alt ist. Klein und schutzbedürftig – und so bedroht wie nie.

Am linken Rand steht der Name des Absenders: *OLFA – Organisation Lebensrecht für Alle.*

»Widerlich«, sagt Rina.

Valli holt zwei Gläser Wasser aus der Küche und stellt sie auf den Couchtisch. »Wieso haben die das ausgerechnet bei uns eingeworfen?«

»Haben sie nicht, das machen sie bei allen.«

Valli nimmt die Information auf, kann sie aber nicht einordnen. Bilder tauchen hinter ihren müden Augenlidern auf, die sie kurz schließt, um diesen Moment zu verarbeiten. Sie verknüpft den Brief, das Plastikding, mit den Leuten, die sie neulich auf dem Weg zur Arbeit gesehen hat, sie standen jeden Tag mit Schildern vor der Klinik. Bisher waren sie eine Randerscheinung, die sie in die Augenwinkel schieben konnte. Sie hat sie ignoriert, nicht auf sich bezogen.

Wie viele Leute genau wissen, was richtig oder falsch ist, obwohl es sie gar nichts angeht! Sie selbst sieht es genau wie die Tante: Es gibt Dinge, die muss man selber regeln, und Dinge, über die Politiker entscheiden – oder das Schicksal, was beinahe dasselbe ist. Am besten, man kümmert sich um seine Privatangelegenheiten, so gut es geht, nimmt die Dinge selbst in die Hand, ohne irgendwelche Behörden auf sich aufmerksam zu machen, und überlässt den Rest dem Lauf der Zeit. Aber die Tante hat diese Post für wichtig genug gehalten, um zu Stein zu werden.

»Bist du sicher, dass sie es bei allen eingeworfen haben?«

»Bin ich, ich hab sie rumlaufen sehen.«

Um ganz sicher zu sein, geht Valli nach draußen.

Sie wohnen im linken von drei Reihenhäusern. Im mittleren lebt Rina mit ihren Eltern, ihrem Bruder und dessen Frau. Das ist praktisch, sie sind sich nah, aber können sich auch aus dem Weg gehen, wenn nötig. Im rechten Eckhaus der Reihe, dem türkisfarbenen, wohnen die Grubers. Die Tante plaudert gerne mit der Nachbarin, während Valli deren Redefluss am liebsten ausweicht, was nicht einfach ist. Frau Gruber, die für gewöhnlich am Küchenfenster sitzt und genau beobachtet, wer in den anderen beiden Reihenhaushälften so ein und aus geht, hat heute scheinbar anderes zu tun. So kann Valli unauffällig durch den Schlitz in ihren Briefkasten spähen. Sie sieht den gleichen braunen Umschlag, der neben der Tante liegt. Auch in Rinas Briefkasten steckt so einer. Die Erleichterung schwappt schnell zurück in Ratlosigkeit.

Valli und Rina massieren der Tante die regungslosen Hände, cremen sie mit der Calendula-Lotion ein, die sie so liebt. Sie machen dasselbe mit den Füßen, weil sie nicht wissen, was sie sonst tun sollen. Die Tante lässt es geschehen und schweigt.

Valli holt Anekdoten über die Enkelkinder hervor, wie sie früher dies gemacht haben und wie sie jenes gemacht haben, wie

Rina das Haarband im Karstadt geklaut hat, ohne dass sie es bemerkten. Die Tante reagiert nicht.

Deshalb spielt ihre Enkelin jetzt russische Schlager auf ihrem kleinen Telefon ab. *Lockige Eberesche, warum bist du so traurig? – Millionen scharlachrote Rosen.* Nicht einmal ihre über alles geliebte Alla Pugatshova kann die Tante aus ihrer Erstarrung holen. Kein Lächeln, kein Ton.

In Valli regt sich Wut. Sie haben genug erlebt, dass sie so eine lächerliche Plastikbotschaft ignorieren können.

»Tjotja«, sagt Valli, »du hörst uns doch, was soll das? Kannst du nicht mal den Mund aufmachen?«

»Sei nicht so streng mit ihr.« Rina springt ihrer Großmutter sofort zur Seite, streicht ihr über die Wange und sagt: »Ist schon gut.«

»Musst du nicht nach Hause?«

»Kann ich euch denn so allein lassen? Vielleicht sollten wir den Notdienst rufen?«

»Nicht nötig«, Valli versucht, ihre Stimme wieder sanft klingen zu lassen, »das kriegen wir schon hin.«

Rina geht auf die Terrasse, um eine Zigarette zu rauchen. Valli atmet durch.

Sie überlegt, was sie noch tun könnte, und holt das große, rote Fotoalbum. »Das liebst du doch, Tjotja.«

Als sie es vor der Tante aufschlägt, scheint sich etwas zu tun. Genau genommen bei dem Foto, das sie in Sibirien zeigt, vor fast fünfzig Jahren: die Tante im Kragenkleid, der Onkel mit dem Hollywood-Gesicht, der Großvater mit seinem Gehstock, Valli mit ihrem Wuschelkopf und die Cousine, noch als Kleinkind – alle schauen ernst in die Kamera. Die Tante macht eine Bewegung nach hinten. Eine Bewegung! Valli ist erleichtert. Mit der Tante geschieht etwas.

»Mach das weg. Parasit!« Ihre Stimme krächzt so plötzlich los, dass Vallis Lungenflügel direkt ein wenig flattern. So einen Ausbruch hat sie nicht erwartet.

Rina kommt nach Rauch stinkend von der Terrasse zurück.
»Was ist denn los?«

»Keine Ahnung, was mit ihr los ist«, sagt Valli.

»Kuckuckskind!«, ruft die Tante.

Sofort fühlt sich Valli wieder wie neun, ihr Brustkorb schrumpft schmerzhaft zusammen, als hätten die Worte ihn angestochen. Der dunkle Blick der Tante macht klar, dass sie gemeint ist, niemand sonst. Sie weiß nicht, wohin mit sich.

Die Tante, mit der sie *Lindenstraße* schaut, mit der sie Krautwickel rollt und Kvas ansetzt, der sie beim Waschen und Anziehen hilft und für die sie alles im Haus repariert, lässt sich von Valli nicht anfassen, also putzt Rina ihr die Zähne, bringt sie auf ihr Zimmer und legt sie ins Bett.

Valli steht mit Sicherheitsabstand im Gang herum und ordnet ihre müden Füße immer wieder neu auf dem Holzlaminat.

»Ja, so ist's gut, vorsichtig, jetzt den Kopf hoch, na siehst du«, hört sie Rina hinter der Tür sagen.

Sie versucht, ihren Ärger von Rina wegzulenken. Das hier hat nichts mit ihrer Nichte zu tun, die mit hochgezogenen Augenbrauen aus dem Zimmer kommt. »Sie schläft total unruhig. Willst du mir sagen, was vorhin passiert ist?«

Valli meidet ihren Blick.

»Was soll das eigentlich bedeuten, »Kuckuckskind?«

Valli legt sich die Hand an die Stirn und stöhnt. »Darüber reden wir ein anderes Mal.« Sie ahnt schon, dass Rina sich damit nicht abspeisen lassen wird, aber fürs Erste kann sie sich damit herausreden, dass sie leise sein müssen.

Bevor sie ihrer Nichte ins Wohnzimmer folgt, wirft sie noch einen Blick ins Zimmer der Tante. In ihrem kleinen, alten Gesicht auf dem Kopfkissen sind die Augen geschlossen, sie atmet tief und träumt Dinge, zu denen Valli gerne Zugang hätte.

2 Lydia

Novosibirsk, 1961

Das Eis am Fenster wechselt mit der Dämmerung die verwaschene Farbe. Lydia ist wach und zieht die fast gefrorene Luft tief durch die Nase ein. Man könnte meinen, es sei noch mitten im Winter, dabei ist es schon April. Sie hat kein Auge zugemacht, und die Haut spannt sich kühl über ihrem Hals. Dahinter staut sich ein übles Gefühl.

Ihr Sashka hat wieder gestunken, als hätte er im Klohäuschen gelegen.

Wie oft hat sie ihm schon gesagt: »Wasch dich, bevor du ins Bett kommst! Trink, wenn es sein muss, aber wasch dich wenigstens!«

Doch er spritzt sich immer nur Adekalon ins Gesicht. Als würde das helfen. Er ist nach Mitternacht gekommen, rumpelnd und mit einem Geruch, boshe moj! Davon ist ihr so schlecht geworden, dass sie aufstehen musste, ein paar Minuten auf und ab gehen – wie ein Geist. Sie konnte die Nacht vorbeilaufen hören, mit kleinen Schritten, und dabei mitzählen. Sich fragen, wie viele andere gerade wach in ihren Betten lagen, nebenan in den Zimmern, den Nachbarbaracken. Vielleicht die Wollwachs mit ihrem vernarbten Gesicht? Die alte Borishka? Der Ruppel neben seiner Frau, die ihm jeden Abend und Morgen vorkeift, wie wenig er wert ist, so laut, dass Lydia es an schlechten Tagen auf sich selbst bezieht? Die Hetterle, die mit dämonisch-trunkenen Augen durch die dunklen Baracken schleicht, Leuten auflauert, die von der Nachtschicht kommen, und sie in die Waden beißt?

Als die Übelkeit nachließ, hat sie sich zurück zum Sashka gelegt und versucht, einzuschlafen, obwohl der Gestank ihr unaufhaltsam durch den Körper gefahren ist.

Jetzt, glaubt sie, hat ihre Nase aufgegeben. Sie schnüffelt am Flaum auf dem winzigen Hinterkopf ihrer Tochter: nichts. Sie schnüffelt in ihrer Achselhöhle: nichts. Sie schnüffelt sogar an Sashkas Mund, der vertrauensvoll geöffnet in ihre Richtung ragt wie ein Angebot: nichts. Es ist seltsam, die Dinge zu fühlen, aber nicht zu riechen. Vielleicht ist sie krank?

Ihre Mutter hat immer gesagt: »Das Leben ist wie ein Film im Kinotheater.« Irgendjemand hat sich das ausgedacht. Dann landet man irgendwo und muss sich mit den Umständen arrangieren, dabei könnte man auch ganz woanders sein, wenn dieser Jemand sich anders entschieden hätte, wenn er die Figuren und Pfade anders gesetzt hätte. Es gibt viele Orte, an denen Lydia sein könnte, aber jemand hat sie hier abgesetzt, zwischen ihrer kleinen Puppe von Tochter, Sashka und den eiskalten Barackenhänden, von denen niemand weiß, was sie eigentlich abhalten. Lärm und Kälte jedenfalls nicht.

Sie schiebt ihre Füße, die in Wollsocken stecken, in ihre Tufli, zieht den gefütterten Mantel über. Der Raum ist so klein, dass sie keine drei Schritte zum Ofen braucht. Sie zündet das Holz an, legt die Kohlen darauf, der Raum füllt sich mit Rauch. Sie geht hinaus in den Hof und holt Wasser für den Samovar. Es ist immer noch dämmrig, ein Zustand, den sie nicht besonders mag. Sie trennt die Nacht vom Tag so gründlich wie gut von schlecht.

Gut ist, wenn alles seinen Platz, sein Fleckchen hat. Von ihrer Großtante Gerda hat sie die Gewissenhaftigkeit gelernt. Sichergehen, dass das Soda für den Boden nicht ausgeht und die Bettlaken schneeweiß sind – dafür muss genug Zeit sein, auch wenn man sich am liebsten selbst fallen lassen will wie ein Sack nasser Wäsche. Bettlaken muss man Ecke auf Ecke zum Trocknen aufhängen, dann werden sie glatt und sehen akkurat aus.

Schlecht ist, dass auf dem akkurat getrockneten Bettlaken Sashka liegt und es mit seinem Gestank besudelt. Alles wird so viel schneller dreckig, seit sie bei ihm und dem Alten wohnt.

So scheinunschuldig liegt er da, seine schönen Wimpern ganz dunkel, die Locken auf dem Kissen, wie ein kleiner Junge. Sie zupft das Laken etwas über Sashkas Brust, schnuppert probierhalber daran. Nichts. Aus seiner Stupsnase kommt ein leises Schnarchen. Die gleichmäßigen Gesichtszüge, die Haut mit einem unbeholfenen Schweißfilm überzogen, die Kanten am Kinn – damit hat er sie gekriegt, damals. Er könnte sich so gut machen! Wenn er nur das Nylonhemd auch einmal anziehen würde, das ihr Vater ihnen aus Deutschland geschickt hat, wenn er sich nicht ständig in den Dreck legen, mit jedem Bier mehr verknittern würde, seine Augen nicht so rot leuchteten nach dem verfluchten Wasser, das er so liebt. Wenn er nur einmal so wäre, wie Lydia ihn haben will, schön herausgeputzt, kak ogurtshik – wie ein Gürkchen –, mit Hemd und Anzug und wohlriechend.

Auch der Schwiegervater sagt nichts. Er könnte seinem Sohn die Ohren lang ziehen, könnte sagen: »Sohn, wenn du weiter so säufst, setz ich dich auf die Straße.«

Aber er sagt nichts, kein Wort, so, wie er auch der Jelenatochter, die bei ihm hinter dem Vorhang schläft, alles durchgehen lässt. Nur zu Lydia sagt er was. Sie koche nicht gut genug, kümmere sich nicht genug um die Jelenatochter, und überhaupt, sie solle froh sein, dass sie bei ihm ein Dach überm Kopf habe. Dabei gibt Lydia ihm ihren ganzen Lohn ab. Dafür darf sie mit dem Sashka im Zimmer schlafen, durch das der alte Gustav immer spaziert, in seiner weißen Unterhose, aus der sein Sack herabhängt, vor dem sich Lydia furchtbar ekelt. Und immer reißt er das Fenster auf, weil man die Heizung im Winter nicht abstellen kann. Ist ihm egal, dass darunter Elvirushka schläft, die sich nicht verkühlen darf. Lydia sagt nichts, aber sie schließt das Fenster, wenn der Schwiegervater nicht hinsieht. Bemerk

er es, sagt er: »Gospadi, ist das stickig hier drin«, und das Spiel beginnt von vorn.

Auch sonst geht er ihr auf die Nerven mit seinem heimlichen Horchen, wenn sie etwas Privates mit dem Sashka besprechen möchte, seinem Herumgerotze und Gehuste und Gehumpele und seinem Herumgehure mit irgendwelchen verrussten Schnepfen, Lydia hat da Geschichten gehört, die ihr peinlich sind.

Aber es ist sein Zimmer, das hat er als Entschädigung bekommen für das Metallteil, das ihn im Lager binnen drei Sekunden zum Hinkesel gemacht hat.

Das Wasser im Samovar beginnt zu kochen.

»Das wird schon noch«, sagt ihre Tante Gerda am Telefon, wenn Lydia abends zur Post geht und die Durchwahl nach Estland wählt, wenn es ihr schwerfällt, die Tränen runterzuschlucken. »So sind die Männer eben!« Der Hörer wird weitergereicht. Ihre Schwester sagt: »Lydia, immer machst du aus einer Mücke einen Vampir. Gib dich zufrieden mit dem, was du hast: ein hübsches Kind, einen Beruf, der Mann – na ja. Du wolltest damals nicht mit uns kommen, jetzt musst du dich durchsetzen.«

Lydia legt dem Sashka seine sauberen Sachen hin und schmiert ihm ein Butterbrot, damit er ihr später auf der Arbeit nicht den gefällten Baum macht. Es konnte ihr letztes nicht entgehen, dass der Ruppel vom Zimmer nebenan ein bisschen zu neugierig geschaut hat, als sie den leblosen Sashkakörper nach Hause schlepte.

Sie gießt sich etwas Tshaj in die Tasse, verdünnt ihn, setzt sich in den alten grünen Sessel, nippt an der geruchlosen Flüssigkeit. Das ist die Zeit, in der sie ihre Tagespläne macht, alle Aufgaben geschickt hintereinanderlegt, so, dass sie möglichst nahtlos ineinander übergehen, so, dass sie alles schafft und den Kolleginnen in der Näherei zeigen kann: Ich habe eine normale Familie.

Sie holt unter der Pritsche eine gut verstaute Kiste hervor. Als sie sie öffnet, fehlt der vertraute Geruch nach Kreide und Wolle. Von der Borishka aus der Baracke No. 12, die ab und an auf Elvira aufpasst, hat sie einen Vorhangstoff bekommen, den sie zu zwei Röcken umnähen soll. Wenn etwas übrig bleibe, könne sie es auch für etwas Eigenes verwenden, hat die Borishka gesagt. Sie hält sich den Stoff an die Nase, nichts. Nur Übelkeit. Sie reißt die Augen weit auf, das Gefühl ebbt ab.

Der Stoff ist nicht zusammengestoppelt und scheckig, sondern weiche, schön einheitlich gefärbte, kalmückische Baumwolle. Sie wird der Kleinen ein Kleidchen nähen für den Frühling, den sie kaum erwarten kann, und eine Bluse für sich selbst. Sie misst die Länge. Wenn sie sparsam genug ist, bleibt noch ein Streifen für ein Haarband, mit dem sie bei der Jelenatochter Ordnung ins Gestrüpp bringen kann.

Die Borishka zahlt ihr ein paar Kopeken, die sie abends in das Futter der Rückenlehne des alten Sessels einnähen wird. Sie zieht die Stecknadeln aus dem Stoff, dort, wo sie gleich drüber gehen will. Alles für ihre Elvira, mit der sie viel vorhat, ein kluger und appetitlicher Biskvit, den sie ganz allein gebacken hat. Der Sashka hat außer den Zutaten jedenfalls bislang wenig beigetragen.

Dieses Kind ist nicht nur eine Anlage für später, sie kann es täglich herzeigen, ein Papierpüppchen, dem man die Kleider ausschneidet und anhängt. Beim Nähen malt sie sich die Blicke aus: »Ist das hübsch! Was ist das denn für eine kleine Krassavitzza? Hast du das Kleid etwa selbst genäht?«

Auch wenn sie in der Schule nicht die Beste war, mit ihren Händen kann sie was anfangen. Mit diesen Händen wird sie dafür sorgen, dass sie eine Zweizimmerwohnung bekommen. Wie Wesmirina aus der Näherei, die mit ihrem Mann ganz allein im frisch nach oben geschossenen Haus am Kirovaplaz mit den modernen Glasbalkonen wohnt.